

35. Jhg. SEPTEMBER 2025 Nr. 9 (442)

MASURISCHE STORCHENPOST



Der September schreit, dass es schon Herbst ist/

Krzyczy wrzesień, że już jesień.

Foto: <https://czasnawnetrze.pl/pasje/zielony-zakatek/>



**Erika Rierpl Gewinnerin von „Auslandsdeutsche des Jahres
2025/2026 "Foto: Internationale Medienhilfe (IMH)" S. 4/41**

INHALT/ w tym numerze

- 4 „Auslandsdeutsche des Jahres 2025/26“
kommt aus Ungarn
- 9 „Ich wollte Kafka inmitten der Farben der Welt zeigen“
Der Film „Franz Kafka“ von Agnieszka Holland
kommt in die Kinos von **Arkadiusz Łuba**
- 13 Juden in Lyck. 1. Folge von **Reinhard Donder**
- 19 An der Saale hellem Strande...von **Grzegorz Supady**
- 24 Im Herbst von **Günter Donder**
- 28 Natur-Erlebnisse in Feld und Flur Anno dazumal
Von **Siegfried Burghardt**
- 33 Vom Wald zu Wiesen und Ackern -Von **Günter Schiwy**
- 39 Paul Matzkowski von **Reinhard Donder**
- 41 V. Konkurs, organizowany przez IMH został
rozstrzygnięty.
- 43 Franz Kafka (1883–1924)
- 45 Nagrody Nobla
- 47 Polscy Nobliści z dziedziny literatury
- 49 Olga Tokarczuk
- 50 Olga Tokarczuk „Pasażer”
- 54 Tokarczuk po raz pierwszy w Teatrze Polskim we
Wrocławiu rozmowa z Michałem Zadarą dyrektorem i
reżyserem
- 57 Wiersze Marcina Urbana

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

„Auslandsdeutsche des Jahres 2025/26“ kommt aus Ungarn

**Die weltweit größte deutsche „Damenwahl“ ist entschieden:
die Ungarndeutsche Erika Rierpl erhielt 42% aller Stimmen**

Von Anfang September bis Ende Oktober konnten Menschen rund um den Globus zum fünften Mal darüber abstimmen, wer „Auslandsdeutsche des Jahres“ werden soll. Vier deutschstämmige Frauen aus Kirgisistan, Schlesien/Polen, Ungarn und Argentinien standen im Finale dieses Wettbewerbs, der mittlerweile der bedeutendste für deutsche bzw. deutschstämmige Frauen weltweit ist. Ausschlaggebend bei der Wahl, die von der Internationalen Medienhilfe (IMH) organisiert wurde, war erneut vor allem das Engagement der Teilnehmerinnen für die eigene Kultur.

Nun ist die Auszählung abgeschlossen und das Ergebnis steht fest: Siegerin ist Erika Rierpl aus Sankt Martin (Szigetszentmárton) in der Nähe der ungarischen Hauptstadt Budapest. Sie erhielt 42% der über 10.300 abgegebenen Stimmen aus 56 Ländern. Besonders viele Stimmen kamen aus Deutschland, Österreich, Ungarn, Argentinien, Polen, Kirgisistan, Brasilien, Kanada, Spanien, Belgien, Dänemark, Italien, Namibia, Kasachstan, der Schweiz und den USA.

Die engagierte ungarndeutsche Gewinnerin ist studierte Chemikerin sowie Umweltschutz-Juristin. Erika Rierpls Vorfahren mütter-

licher- und väterlicherseits sind deutschstämmig. Sie wurden von der österreichischen Kaiserin Maria Theresia vor rund 300 Jahren mit vielen anderen aus dem Südwesten des deutschen Sprachraums über die Donau nach Ungarn geholt, um dort weitgehend menschenleere und verwilderte Gebiete zu besiedeln. Daher stammt die Bezeichnung „Donauschwaben“ für diese deutsche Siedlergruppe. Seit ihrer Jugend setzt sich Erika für ihre donauschwäbische bzw. ungarndeutsche Gemeinschaft ein, die in kommunistischen Zeiten unter Deportationen und Unterdrückung zu leiden hatte. Erikas Einsatz ist außergewöhnlich vielseitig. Sie leitet nicht nur mehrere Volkstanzgruppen, sondern auch die Verwaltungsbüros der ungarndeutschen Minderheit für ihren Heimatort und die ganze Region Nordungarn. In diesen Funktionen kümmert sie sich beispielsweise einerseits um Chöre, Kapellen oder Frauengruppen und andererseits um Jugendtreffen, Musikwettbewerbe, neue Denkmäler oder Vorträge zur Geschichte der Donauschwaben. Die Arbeit mit und für Frauen in der ungarndeutschen Gemeinschaft liegt Erika besonders am Herzen. Zur deutschen Minderheit gehören heute etwa 200.000 Menschen, die über eine beeindruckende Infrastruktur mit deutschsprachigen Kindergärten, Schulen, Studiengängen sowie rund 100 Zeitschriften und Zeitungen auf Deutsch verfügen. In Ungarn geht es Minderheiten so gut wie in nur wenigen Ländern Europas. Seit einigen Jahren dürfen die Ungarndeutschen einen eigenen Abgeordneten ins Budapester Parlament entsenden. Obendrein wurde von der Regierung sogar ein spezieller Gedenktag für die Vertreibung vieler Donauschwaben nach 1945 eingerichtet – der erste und bislang einzige Tag zum Gedenken an die gewaltsame Vertreibung der Deutschen in einem osteuropäischen Staat.

gen ungarndeutschen Dörfer hier bei uns zu besuchen. Unsere Feste und Heimatmuseen sind eine Reise wert.“

Björn Akstinat, Leiter des Netzwerks der deutschsprachigen Auslandsmedien (IMH-Internationale Medienhilfe) und Ideengeber des Wettbewerbs:

„Dass nach 2017 nun wieder eine Ungarndeutsche bzw. Donauschwäbin den Titel gewinnt, zeigt den starken Zusammenhalt der deutschen Minderheit in Ungarn und der donauschwäbischen Gemeinschaften weltweit. Heute leben Donauschwaben nicht nur in Südosteuropa. Flucht und Vertreibung ab 1945 verstreuten sie rund um den Globus. Immer wieder fallen sie durch eine besonders aktive Pflege ihrer Kultur auf.

Generell ist erstaunlich, wie intensiv Auslandsdeutsche in allen Ecken der Welt für den Erhalt ihrer Traditionen - insbesondere ihrer Muttersprache - kämpfen. Dies sieht man auch bei den anderen Kandidatinnen des diesjährigen Wettbewerbs. Darum hätte eigentlich jede von ihnen den Titel verdient. Der tägliche Kampf der Auslandsdeutschen um die eigene Kultur ist den meisten Bürgern der Bundesrepublik gar nicht bewusst, weil zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen nur äußerst selten öffentlich über diese Bemühungen berichtet oder gesprochen wird. International hört man deshalb den Ruf nach einem regelmäßigen „Tag der Auslandsdeutschen“ immer lauter. Im Rahmen solch eines Gedenktages könnten die außerordentlichen Leistungen der Landsleute weltweit oder ihre Benachteiligung bei der Teilnahme an Bundestagswahlen besser publik gemacht werden. Die deut-

sche Politik bringt leider zahlreiche Deutsche in Übersee durch unzählige bürokratische Hürden um ihr Wahlrecht.

Es ist erfreulich, dass in diesem Jahr so viele Menschen die Kandidatinnen mit einer Stimmabgabe unterstützten wie nie zuvor. Das Interesse an Auswanderern und deutscher Kultur im Ausland steigt merklich. Mit dem Wettbewerb sollen speziell die weiblichen Mitglieder der deutschen Gemeinschaften und Minderheiten rund um den Globus für ihre bisherigen Aktivitäten belohnt bzw. für ein Engagement in deutschen Vereinen, Schulen, Tanzgruppen, Chören und sonstigen Institutionen motiviert werden. In vielen deutschen Institutionen im Ausland sind Frauen noch unterrepräsentiert.

Die Ungarndeutsche Erika ist für den Titel „Auslandsdeutsche des Jahres 2025“ besonders geeignet, da sie einerseits nach Jahrhunderten noch immer die Kultur ihrer Vorfahren pflegt und andererseits zwei außergewöhnliche Eigenschaften aufweist: Beide Elternteile haben deutsche Wurzeln und sie trägt nicht nur einen deutschen Nachnamen, sondern sogar noch einen deutschen Vornamen.“

Die Internationale Medienhilfe (IMH) ist das Netzwerk der deutschsprachigen Medien im Ausland. Außerhalb Deutschlands, Österreichs und der Schweiz existieren über 2.000 Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehprogramme auf Deutsch. Sie unterstützen sich innerhalb des Netzwerkes gegenseitig und veranstalten gemeinsame Aktionen wie die Wahl zur „Auslandsdeutschen des Jahres“. Schon beim ersten Wettbewerbsdurchlauf erhielt eine Ungarndeutsche die meisten

Stimmen. Beim zweiten Mal gewann eine Rumäniendeutsche, beim dritten Mal holte eine Namibiadeutsche den Titel und die vierte Wahl entschied eine Elsässerin für sich. Unterstützer der besonderen Aktion ist die Theo-Münch-Stiftung für die deutsche Sprache.

Die Kurzporträts der drei weiteren Finalistinnen aus Kirgisistan, Schlesien/Polen und Argentinien + die ganze Pressemitteilung finden Sie hier: <https://www.medienhilfe.org/auslandsdeutsche-des-jahres-2025-26>

<https://www.medienhilfe.org/auslandsdeutsche-des-jahres-2023>

Die Internationale Medien Hilfe – INFO – 19.11.2025

**„Ich wollte Kafka inmitten der Farben der Welt zeigen“
Der Film „Franz Kafka“ von Agnieszka Holland
kommt in die Kinos**

von Arkadiusz Łuba

Der neueste Film von Agnieszka Holland ist soeben in die Kinos gekommen. *Franz Kafka*, diese lang erwartete internationale Produktion der mehrfach ausgezeichneten Regisseurin, ist weit mehr als nur das Porträt einer literarischen Ikone des 20. Jahrhunderts, die Künstlerinnen und Künstler bis heute inspiriert und Generationen von Leserinnen und Lesern fasziniert. Es ist die Geschichte eines sensiblen Menschen, dessen Ängste und innere Konflikte stark mit der heutigen jungen Generation rasonieren. Holland folgt den Spuren ihres Protagonisten und erschafft aus den entscheidenden Momenten seines Lebens ein Mosaik aus Klängen, Gefühlen und Farben.

Arkadiusz Łuba: Sie haben zugegeben, dass Kafka und sein Schreiben für Sie die größte Inspiration sind. Es war wegen ihm, dass Sie in Prag zu studieren begonnen haben. Wie kam es dazu, dass Sie seinen mutigen, schonungslos pessimistischen Blick auf die Welt teilen?

Agnieszka Holland: Na ja, ich weiß es nicht, vielleicht bin ich einfach so geboren. Oder ich hatte wohl das Gefühl, dass in mir genug Kraft steckt, um diese gefährliche Welt zu bändigen. Ich musste wohl so etwas wie Hoffnung haben. Denn Kafka zu lesen, ohne Hoffnung zu haben – das geht nicht. Dann könnte man

sich gleich eine Schlinge um den Hals legen. Ich denke, es muss Hoffnung geben, dass man es schafft, sich durch dieses Labyrinth hindurch zu kämpfen, dass irgendwo ein Licht ist.

A.L.: Die Faszination für Kafka lässt nicht nach – weder die akademische noch die popkulturelle. Kafka ist überall. Er ist zu einer kommerziellen Ikone der Popkultur geworden. Auch in Ihrem Film sprechen Sie diesen Aspekt an. Wie würde Kafka wohl im 21. Jahrhundert leben – auf der einen Seite in diesem rasenden Tempo, inmitten von künstlicher Intelligenz und technologischer Entwicklung, auf der anderen – in Zeiten von Populismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus?

A.H.: Na ja, das war ja auch seine Welt. Er starb zwar 1924, aber die Monster des Nationalismus waren da schon erwacht, und der Erste Weltkrieg hatte ein gewaltiges Erdbeben ausgelöst – gefolgt von der Weltwirtschaftskrise und all den Nationalismen, die dann triumphierend aufloderten, auch an den Orten, in denen er lebte: in Prag, oder in Deutschland, das sich nach der Niederlage im Krieg kaum wieder aufrappeln konnte. Die Welt, in der er lebte und starb, unterscheidet sich gar nicht so sehr von unserer. Wir dachten, wir hätten daraus gelernt; dass der Zweite Weltkrieg und der Holocaust die Menschheit gegen diese Versuchungen des Bösen immun gemacht hätten. Aber es zeigt sich: nein, das kommt wieder – und eigentlich überall. Ich denke also, er würde sich bei uns nur mäßig wohlfühlen – so wie wir alle, die sensibel sind und spüren, dass wir vielleicht die Kontrolle über die Zukunft verlieren, dass sie bedrohlich ist und uns verschlingen kann.

A.L.: Die kafkaesken Dunkelheit, Nebel und das Schwarz weichen dem Licht und den Sinnen. Obwohl es wenig von Milena Jesenská gibt und Dora Diamant, Kafkas letzte Liebe, gar nicht vorkommt – gibt es viel Humor. Woher kommt dieser Übergang vom Schatten ins Licht?

A.H.: Mich hat immer ein bisschen diese stereotype Darstellung Kafkas genervt – als neurotischer Wurm, der irgendwo im Schatten und Nebel an den Wänden entlang kriecht. Ich glaube, in Franz muss auch viel Vitalität und Humor gewesen sein. Er verdient es, ins Licht gerückt zu werden – er verdient es, inmitten der Farben der Welt gezeigt zu werden.

A.L.: Sie suchen Kafka seit Jahren – er begleitet Sie schon seit Ihrer Schulzeit. Sie haben Der Prozess dem Teatr Telewizji vor über 40 Jahren gegeben, jetzt einen Film. Was würden Sie Kafka sagen oder ihn fragen, wenn Sie ihm begegnen könnten?

A.H.: Wissen Sie, ich glaube, ich würde ihm keine Ratschläge geben. Ich würde einfach ein bisschen mit ihm reden – über ganz einfache Dinge. Ich würde ihn nicht fragen: „Was meinten Sie damit?“ oder „Warum haben Sie das so oder so geschrieben?“ Ich würde ihn auch nicht fragen, warum er sich nicht früher gegen seinen Vater aufgelehnt und ein eigenes Leben begonnen hat. Ich würde ihn nichts von all dem fragen, womit sich die Biografen beschäftigen. Ich würde einfach gern mit ihm zusammen sein und ihn fragen, wie es ihm geht.

A.L.: Wie sehr haben Sie Kafka gefunden – und wie sehr entzieht er sich Ihnen immer noch?

A.H.: Der Film handelt auch ein bisschen davon, dass man ihn gar nicht finden kann. Aber ich denke, solange wir suchen, sind wir ihm sehr nahe.



Franz Kafka (1883–1924)

Er gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der Prager deutschen Literatur und der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Seine Werke – darunter die drei Romanfragmente *Der Prozess*, *Das Schloss* und *Der Verschollene* sowie zahlreiche Erzählungen – gehören zum Kanon der Weltliteratur.

Seine Werke zeichnen sich durch Realismus in Verbindung mit Elementen der Fantasie aus, und seine Figuren sehen sich oft mit surrealen, bürokratischen oder existenziellen Problemen konfrontiert.

Juden in Lyck

1. Folge

Erdacht/Zusammengestellt von Reinhard Donder

Copyright s.a. Ende



David Stern

Lyck - im Jahre 1669 vom Großen Kurfürsten mit Stadtrechten versehen - liegt im äußersten Osten Masuren; es ist das heutige polnische Elk mit derzeit ca. 62.000 Einwohner.

Um 1700 lässt sich erstmals die Anwesenheit jüdischer Händler aus Polen und Litauen in Lyck nachweisen; etwa ein Jahrzehnt später ließen sich die ersten jüdischen Familien in der Stadt nieder. Eine Gemeinde gründete sich vermutlich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts, offiziell sogar erst in den 1840er Jahren.

Zu den gemeindlichen Einrichtungen zählten ein in den 1830er Jahren angelegtes Beerdigungsareal (Jerusalemberg) und ein neues, 1859 eingeweihtes Synagogengebäude in der Bahnhofstraße (später: Hindenburgstraße).

In Lyck erschien seit Ende der 1850er Jahre eine Wochenzeitung in hebräischer Sprache, namens „Ha-Maggid“ (Prediger/Bote) die über mehrere Jahrzehnte europaweit die führende, regelmäßig erscheinende Zeitung in hebräischer Sprache war. Gründer dieser Publikation waren David Gordon und Eliezer Lippmann Silbermann, die die Gegenwartsprobleme der Juden ansprachen.

Die jüdischen Einwohner in Lyck:

- 1715 ca. 30 Juden,
- 1816 ca. 20,
- 1840 ca. 90,
- 1871 = 285 gesamte Gemeinde,
- um 1880 =250,
- 1905 ca. 360,
- 1910 = 156,
- um 1920 ca. 190,
- 1925 = 187,
- 1933 = 137,
- 1939 (Mai) = 18.

Angabenaus: The Encyclopedia of Jewish Life before and during the Holocaust (Vol. 2), S. 776

Die Stadt entwickelte sich seit Ende der 1860er Jahre zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und belebte so das Gewerbe; davon profitierten auch jüdische Familien, die hier zugewandert waren.

In der im Ersten Weltkrieg durch russische Truppen kampflos besetzten und danach vom deutschen Heer zurückeroberten schwer zerstörten Stadt lebten um 1920 nur noch ca. 200 jüdische Bewohner.

Der sich verstärkende Antisemitismus ließ einen Teil der Lycker Juden bereits vor 1933 abwandern. Zionistische Ideen fanden hier immer mehr Anhänger, so dass es zur Gründung einer lokalen Or-

ganisation kam. Doch nur wenige gingen in die Emigration; mehrheitlich verzogen Juden aus Lyck in größere Städte Deutschlands. Ein von Gewalt begleitetes Vorgehen gegen jüdische Bürger verstärkte sich in Lyck nach den Reichstagswahlen im März 1933. Während der „*Kristallnacht*“ vom November 1938 zerstörten SA-Angehörige das Synagogengebäude und plünderten Geschäfte jüdischer Eigentümer.

Kurz vor Kriegsbeginn lebten in Lyck kaum noch 20 Juden.

Insgesamt sollen mehr als 60 in Lyck gebürtige bzw. über einen längeren Zeitraum hinweg wohnhaft gewesene Juden Opfer der Shoa geworden sein.

In **Prostken** (poln. Prostki, derzeit ca. 3.000 Einwohner) - wenige Kilometer südlich von Lyck gelegen - gab es eine kleine jüdische Landgemeinde, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebildet hatte und um 1905 ca. 80 Angehörige zählte. Gottesdienste wurden in Privaträumen abgehalten; auch ein Friedhofsgelände war vorhanden.

Die Ortschaft in Grenznähe war Anlaufpunkt für jüdische Immigranten aus Osteuropa. So richtete die „Vereinigung ostpreußischer Gemeinden“ hier eine Niederlassung ein, die die Flüchtlinge mit dem Nötigsten versorgen sollte. Zu Beginn der 1930er Jahre lebten in Prostken ca. 60 jüdische Einwohner; über ihr weiteres Schicksal ist kaum etwas bekannt.

Weitere Informationen:

M.Brocke/M.Heitmann/H.Lordick (Hrg.), Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen, Georg Olms Verlag, Hildesheim/u.a., 2000

The Encyclopaedia of Jewish Life before and during the Holo-

caust (Vol. 2), New York University Press, Washington Square, New York 2001, S. 776 und S. 1029

Elk, in: sztetl.org.pl

The Jewish Community of Lyck, hrg. von Beit Hatfutsot – The Museum of the Jewish People, online abrufbarunter: dbs.bh.org.il/place/lyck-elk ImpressumCopyright © 2014. All Rights Reserved.

Der Beitrag wurdeerdacht und zusammengestellt von Reinhard Donder

Copyright bleibt bei den jeweiligen Herausgebern

n.b. die 2. Folge wird sich mit der Zeit von 1850 bis zum 1.Wk befassen, die aktiveste Epoche der Juden in Lyck

Info: Die Fotos, die sich in dem Artikel von Reinhard Donder befinden, sind aufgrund ihrer Größe unter dem Text zu finden.





Synagoge links im Bild (fast völlig verdeckt), hist. Postkarte



Lyck - Ende des 19.Jahrhunderts (hist. Ansicht aus: wikipedia.org, gemeinfrei)



Zerstörte Synagoge (Bildmitte, Aufn. 1915)

<p>men-Konfektion sche: Unterkleider ümple: Herrenartikel nenpulz: Kurzwaren</p> <p>Moritz Hirschfeldt</p> <p>Das größte Geschäft am Place</p> <p>Großangelegte Spes.-Abteilung: Damen- und Herren-Konfektion, Pelzwaren • Kleider und Seidenstoffe größte Auswahl • Billigste Preise!</p>	<p>Salomander Dr. Diehl Wolf-Munz</p> <p>Große Auswahl in Reit- u. Sportstiefeln</p> <p>Damen-, Herren- und Kinder-Konfektion</p> <p>Manufaktur-, Kurz-, Weiß- u. Wollwaren</p> <p>Kaufen Sie am vortheilhaftesten bei</p> <p>Simberg & Tichowski,</p> <p>Königs- u. Wilhelms-Strasse 116 - 117</p>	<p>Kloster</p> <p>Konfektion</p> <p>M.</p> <p>und P.</p> <p>Billige Be-</p> <p>Manufak-</p> <p>u. Wollw-</p> <p>z. sowie l</p> <p>Täglich</p> <p>st von l</p>
<p>Spezialhaus für Strümpfe, Wollwaren und Trikotagen</p> <p>A. ALPERT</p> <p>Inb. Arthur und Helene Alpert</p> <p>1. u. Kaiser-Wilhelm-Strasse 57</p>	<p>Zur Gewerbechau von</p> <p>Ausstellung moderner Sportbekleidung</p> <p>Gebr. Berl,</p> <p>Erlasse 226</p> <p>Haus für moderne K</p>	

Geschäftsanzeigen jüdischer Kaufleute (Abb. aus: Geschäftsanzeigen jüdischer Kaufleute (Abb. aus: sztetl.org.pl)

An der Saale hellem Strande...

von Grzegorz Supady

1990 unternahm ich meine letzte, wie sich später herausstellte, Reise in die DDR. Ich entschied mich für die traditionsreiche Universitätsstadt Halle, die durch ihre zu große Nähe zur Metropole Leipzig definitiv unterschätzt wird. Ein letztes Mal nahm ein sogenannter Bruderstaat, der bald darauf als „Fußnote der Geschichte“ bezeichnet wurde, Germanisten aus aller Welt auf. Ich habe mich nicht ohne Grund für Halle als Sprachkursort entschieden.

Zu dieser Zeit war ich damit beschäftigt, Materialien für meine Doktorarbeit über die Literatur der deutschen Aufklärung zu sammeln. Und Halle eignete sich dazu hervorragend, denn es war im 18. Jahrhundert eines der führenden Zentren des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens in Europa. An einer Ende des 17. Jahrhunderts gegründeten Universität blühte die pietistische Bewegung, die sowohl auf Immanuel Kant selbst als auch auf sein Umfeld in Königsberg einen bedeutenden Einfluss ausübte. Ich erhoffte mir damals, in der Hallenser Universitätsbibliothek eine ausreichende Menge an ausführlichem Material zu finden, auch über einen Schriftsteller aus Ostpreußen namens Theodor Gottlieb von Hippel (1741-1796). Deshalb habe ich die offiziellen Seminare, die von den Kursorganisatoren angeboten wurden, konsequent boykottiert und meine Tage damit verbracht, mir Notizen und Karteikarten zu machen. Aus heutiger Sicht bereue ich in gewisser Weise mein damaliges Handeln. Ich bedaure nämlich, dass ich jene einmalige Atmosphäre, die zu jenem Zeitpunkt an der Hochschule Halle herrschte, nicht ausreichend gekostet habe. Und die Stimmung dort war extrem

heiß, nicht nur wegen des heißen Julis. Nichts wurde so leidenschaftlich diskutiert wie der Begriff „Wendehals“. Dabei ging es keineswegs um Auseinandersetzungen im Kreis der begeisterten Ornithologen, sondern um jene Universitätsangestellten, die plötzlich ihre Ansichten auf konjunkturellere umstellten.

1998, also acht Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung, besuchte ich Halle erneut. Schon damals waren die Veränderungen im Stadtbild mit bloßem Auge sichtbar. Nicht alle davon wurden von der lokalen Bevölkerung als positiv wahrgenommen, insbesondere die angekündigte und systematisch umgesetzte Auflösung von zahlreichen Chemiewerken in der Nähe, die sich neben der mangelnden Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten als Bedrohung für die natürliche Umwelt herausstellte.

Für die nächsten fast drei Jahrzehnte blieb Halle aber am Rande meiner Ausflüge durch Deutschland. Es trat üblicherweise nur auf, wenn meine Familie und ich in den westlichen Teil dieses Landes reisten. Oft mussten wir nämlich die immer überfüllte Bahn von Halle nach Kassel nutzen.

Im Jahr 2025 wollte ich die Stadt wieder besuchen, was mir durch die Entscheidung erleichtert wurde, ein paar Tage in Altenburg zu verbringen – einer historischen, südlich von Leipzig gelegenen Stadt. An einem Tag beschloss ich, auf eine Art sentimentale Reise zu gehen und zugleich meiner Frau die Stadt an der Saale zu empfehlen. Die Eindrücke vom erneuten Besuch in Halle waren mehr als positiv, wenn auch sie wohl weit von der Meinung der Ansässigen abweichen, die ihre politischen Hoffnungen immer häufiger auf oft als radikal bezeichnete Gruppen setzen.

Halle stellte sich uns als eine Großstadt vor, in der Geschichte auf Moderne trifft. Das liegt vor allem daran, dass man in der DDR-Zeit auf die Idee kam, so etwas wie Nowa Huta bei Krakau, entsprechend Halle-Neustadt genannt, aus dem Boden zu stampfen. Natürlich ist diese riesige Plattenbausiedlung seit Jahren zu einem Schauplatz diverser sozialer Konflikte geworden und aus touristischer Sicht ist sie kaum sehenswert. Im Gegensatz zur Hallenser Altstadt, die das Kriegsdesaster weitestgehend unversehrt überstanden hat. Sie besitzt zwar keine Weltkulturerbestätten, aber es gibt dort genügend interessante Objekte, die einen Besuch wert sind, wie die Marktkirche oder das Denkmal für die berühmteste Persönlichkeit aus Halle – Georg Friedrich Händel (1685-1759), das anlässlich seines hundertsten Todestages von den Briten und Deutschen gestiftet wurde. Ein weiteres sehenswertes Baudenkmal ist der Dom, der von keinem Geringeren als Lyonel Feiniger (1871-1956) in seinem eindrucksvollen Gemälde verewigt wurde. Dieser deutsch-amerikanische Künstler war für eine gewisse Zeit mit Halle verbunden, und in dieser Stadt kann man einige seiner Bilder sehen. 1990 sprach ich sogar mit einer aus Finnland angereisten Dozentin für Deutsch, die sich gerade aus diesem Grund entschieden hatte, Halle als Ort für einen Sommerkurs zu wählen.

In der Nähe des Doms befindet sich ein Museum, das dem Leben und Werk von Händel, dem Komponisten des berühmten Werks „Messias“ (aus dem das „Halleluja“ stammt) gewidmet ist. Nach ein paar hundert Metern weiter erreicht man die Moritzburg, in der eine Galerie für zeitgenössische Kunst untergebracht ist.

Was mich jedoch mehr faszinierte, war ein auffälliges Gebäude,

das sich bei näherem Hinsehen als das Hauptgebäude der deutschen Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina entpuppte. Im Internet ist darüber u.a. Folgendes zu lesen: „Es befindet sich auf dem Jägerberg und ist ein historisches Gebäude, das aufgrund seiner wechselvollen Geschichte mehrere Baustile vereint. Das Gebäude beherbergt eine Vielzahl von Räumlichkeiten, darunter einen großen Festsaal, einen weiteren Hörsaal sowie mehrere Seminarräume, und ist das Zentrum der Akademie, die seit 1878 in Halle ansässig ist“ (KI). Ich erinnerte mich an dieses Gebäude kaum, obwohl ich es eigentlich hätte wissen sollen, denn 1990 befanden sich hier die Hörsäle der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Als ich an jenem sonnigen, aber windigen Septembertag ein Foto von der Leopoldina machen wollte, bemerkte ich eine Frau, die auf das Ausgangstor zusteuerte. Nach einer Weile wandte sich die Dame mit einer einladenden Geste an mich und ermutigte mich, dieses schmucke Gebäude, das bis vor hundert Jahren der örtlichen Freimaurerloge „Zu den drei Degen“ diente, von innen zu sehen. Ich hielt es für eine äußerst schöne Geste, aber aus Zeitgründen waren meine Frau und ich gezwungen, langsam zum Bahnhof zurückzukehren.

Meistens versuche ich, einige Gemeinsamkeiten zwischen den Orten, die ich besuche, und dem ehemaligen Ostpreußen oder dem heutigen Ermland und Masuren zu finden. Beim Nachdenken kam mir der Name des berühmten Liedkomponisten Johann Friedrich Reichardt (1752-1814) in den Sinn, der in Königsberg geboren wurde und auf der Burg Giebichenstein starb, die heute in die Stadt Halle eingemeindet wurde. Außerdem ist es gar nicht so einfach,

denn die Geschichte und die Gegenwart solcher Städte wie Halle und Allenstein/Olsztyn passen gar nicht gut zusammen. Allerdings muss es in der Vergangenheit, nicht nur in Bezug auf die Aufklärung und die pietistische Bewegung, einige Verbindungen doch gegeben haben, denn bis 1945 wurde eine Eisenbahnverbindung zwischen Königsberg und Halle aufrechterhalten. So oder so verdient Halle das, was derzeit eine Städtereise heißt. Obwohl ich während dieses mehrstündigen Aufenthalts nicht die Möglichkeit hatte, Menschen polnisch sprechen zu hören, was zum Beispiel in Berlin, Potsdam oder Dresden recht häufig vorkommt, ist es möglich, dass es einige Kontakte gibt, zum Beispiel geschäftlicher oder wissenschaftlicher Natur.

Ich wäre nicht ich selbst, wenn ich mir nicht erlauben würde, zum Abschluss den Zustand des öffentlichen Nahverkehrs in Halle und Olsztyn zu vergleichen. Die deutsche Stadt verfügt über ein sehr dichtes und effizient funktionierendes Netz an Straßenbahnverbindungen. Darüber hinaus kann man auf den Websites lesen, dass dort bereits 1891 (in Olsztyn dagegen 1907) die ersten elektrischen Straßenbahnen in Betrieb genommen wurden. Aus meiner Sicht kann Olsztyn Halle außerdem darum beneiden, dass es dort ein richtiges Operntheater gibt. Aber vielleicht wird in Zukunft auch in der Stadt an der Alle eine solche Einrichtung doch angesiedelt?

Erinnerungen

aus Günter Donder „Meine Kinderjahre in Masuren“

Im Herbst

Über unseren Frühling, den Sommer und Winter habe ich schon einiges erzählt. Vom Herbst soll jetzt die Rede sein, er ist für mich besonders erinnerungsreich. Es gab in meinem Leben Dinge, die sich zufällig in dieser Jahreszeit abspielten und in meiner Erinnerung immer wieder auftauchen, wenn die Blätter fallen. Möglicherweise ist es umgekehrt - weil es Herbst war, gruben sich diese Geschehnisse nur tiefer in mein Gedächtnis ein, weil ich ein heillosen Romantiker und vom Abschiedsschmerz beeinflussbar bin - Herbst ist in dieser Zeit ergab sich die Gelegenheit zum Steine sprengen. Unsere Gegend war nicht arm an Steinen. Sie konnten manchmal eine Plage sein.

Wenn Vater pflügte, hatte er immer ein Bündel Ruten am Pflug hängen. Stieß er mit dem Ackergerät auf einen stärkeren Widerstand, so dass der Pflug dabei aus der Furche geworfen wurde, steckte er an dieser Stelle einen Zweig in den Boden. Am Tagesende nahm er einen Spaten und suchte dort nach Steinen. Waren sie nicht allzu groß, grub er sie aus, und sie wurden gelegentlich weggefahren.

Ich kann mich an die ersten Kartoffelernten erinnern, wo Vater mit dem Pflug die Reihen aushob und einige Frauen von früh bis spät mit dreizinkigen Hacken die Kartoffeln aus dem Boden wühlten. So eine Kartoffelgraberei dauerte bei uns viele Tage und Mutter war froh, wenn sie es hinter sich hatte.

Eine sehr schwere Arbeit schon allein durch das ständige Gebückt sein. Später wurden die pferdebetriebenen Kartoffelgraber auch bei kleineren Bauern eingesetzt, auch Vater hatte sich dann so ei-

nen Röder zugelegt. Aber wir hatten auch einen guten Freund, den Richard Milewski, der mit seiner Maschine vorbei kam und uns half. Natürlich immer erst dann, wenn seine Kartoffeln schon im Keller waren.

So eine Maschine pflügte eine Kartoffelreihe aus und zerstreute die Kartoffeln gleichzeitig mit rotierenden Zinken bis zu zwei Metern weit. Da hatten es die Frauen einfacher, weil man die Kartoffeln nur in die Körbe aufzulesen brauchte. Die vollen Körbe entleerte man in Säcke oder schüttete sie in den bereitgestellten Kastenwagen, der sie in den Keller oder zur Miete brachte.

Auf einem vor mir liegenden Fotoabzug sitzen wir gerade bei der Vesper während des Kartoffelgrabens mit Richard Milewski und seinen Geschwistern - Oktober 1935. Wir halfen ihm zuvor bei seiner Ernte. So machte man es bei uns. Es wurde nie mit Geld bezahlt, nur mit „Ausarbeiten“, was gegenseitiges Helfen bedeutete.

Hatte man die letzten Knollen ausgebuddelt, wurde das Feld abgeeggt. Die Familie lief dann noch einmal über den Acker und hob die versteckt lieengebliebenen Kartoffeln auf. Wesentlich später, wenn die Winterfurche gezogen wurde, lief hinter Vaters Pflug immer noch jemand mit dem Korb hinterher und las auch die auf, die tiefer in der Erde steckengeblieben waren. Nichts sollte umkommen. Zum Verfüttern an die Schweine waren auch die beschädigten gut genug.

Als nächstes gingen wir an die Futterrüben für das Vieh. Das war keine angenehme Arbeit schon allein wegen der dann meist einsetzenden Kälte. Für die Rübenenernte gab es noch keine Maschine. Sie

wurden von Hand aus der Erde gezogen und auf Haufen geworfen. Dann ging die gesamte Familie, jeder ein langes Messer in der Hand, an so einen Haufen und haute die Blätter von den Rüben ab. Die Kälte war manchmal schon so rabiat, dass man alte Handschuhe anziehen musste. Die sind meistens auch schnell nass geworden und schützten die Hände nur wenig. Opa nahm immer ein Fußstühlchen auf das Feld mit. Ganz bestimmt wäre er beim Sitzen schneller durchgefroren als bei der Arbeit im Stehen, wo man sich ständig bewegen konnte, aber er hatte sich bereits seinen kurzen Winterpelz aus der Mottenkiste geholt und pfiß auf die Kälte. Frost am Tage gab es noch nicht, aber die Nässe machte es. Im Oktober regnete es viel.

Eine wunderbare Zeit war für mich der Herbst, neben seinen leicht melancholischen Zügen, durch die, Tatsache einer gewissen Freiheit in der Natur. Die durch das Getreide bedingten „Sperrgebiete“ samt“ Roggenmuhme fielen weg, wenn alles abgeerntet war. Hütete man das Vieh, war es nicht schlimm, wenn es mal in des Nachbarns Feld hineinlief. Die Kühe konnten keinen Schaden anrichten. Nicht selten ergab es sich, dass Feldnachbarskinder zur gleichen Zeit ihre Kühe neben unseren hüteten.

Ohne Feuer mit Kartoffelbacken kam man dann nie aus. Im Herbst waren Feuer auf den Feldern gang und gäbe. Wir holten aus den Büschen, die es überall gab, morsches Holz, das sich gut zum Feuerhalten eignete und taten in die Asche Kartoffeln hinein.

Als ich von Onkel Hermann zum erstemal davon hörte und noch nicht viel von der Sache wusste, wurden meine Kartoffeln schwarz wie Kohle, weil sie halb verbrannten.

Wenn Heinz Sutzyck dabei war, der auch nicht viel mehr davon verstand, lobten wir gegenseitig die „Briketts“ und sahen nach der Mahlzeit wie kleine Teufel aus, weil sich die Kohle im ganzen Gesicht verteilt hatte. Erst später lernten wir durch Erfahrung, die Kartoffeln nicht in die Glut sondern in die heiße Asche zu legen. Mit „Kurost“, dem Sauerkohl, war das ein richtiger Gaumenschmaus.

Am schönsten waren die Feuer, die die Erwachsenen machten. Das abgestorbene Kartoffelkraut eignete sich nicht zum Unterpflügen. Es wurde auf den Feldern gleich nach dem Abernten verbrannt. Ein Bund Stroh diente zum Anzünden, weil das Kraut nass und teilweise auch noch etwas grün war. Aber gerade dieser Zustand gab dem Ganzen seinen Reiz: Es qualmte stark und nebelte weite Strecken der Felder ein. Wir liefen dann durch die Rauchschwaden und versuchten erfolglos, sie einzufangen.

Wenn man sich eine längere Zeit in dem Dunst aufgehalten hatte, stank man wie ein „Hubek“ (Wiedehopf). Das wurde wenigstens am Abend von Mutter festgestellt. Der Rauchgeruch hing lange in den Kleidern. Die Zeit der Herbstfeuer hatte für mich einen besonderen Zauber. Allein das Sitzen auf einem Stein und Hineingucken in die Glut ist auch heute noch für mich etwas außergewöhnlich Schönes. Diese Gelegenheit gibt es allerdings nur ganz selten.

Natur-Erlebnisse in Feld und Flur Anno dazumal

Von Siegfried Burghardt

Während meiner Schülerzeit lebte ich von 1939 bis 1945 in einem masurischen Dorf. Meine Naturverbundenheit lockte mich nicht nur an die Seen und in die Wälder, sondern auch in die bäuerlich bewirtschaftete Umgebung in Feld und Flur.

Menschen meines Jahrgangs werden auch in anderen Gebieten Deutschlands ähnliches erlebt haben. So will ich nicht masurische Besonderheiten aufzeigen, sondern verdeutlichen, wie gravierend sich die natürlichen Zustände in unserer dörflichen Umwelt verändert haben.

In jenen Jahren boten Streifzüge durch die landwirtschaftlich genutzten Felder und Fluren auch faszinierende Naturerlebnisse. Abwechslungsreiche Wiesen und Felder mit vielfältigen Nutzpflanzen, Gebüsche und Grünstreifen mit artenreichen Wildkräutern boten der Tierwelt zahlreiche Nischen zum artgerechten Leben. Einige Vogel-Arten, die in diesen Biotopen lebten, brüteten vorwiegend im Bereich von Bauernhöfen. Das waren vor allem Störche, Spatzen und Schwalben, die wir, wie unsere Hühner, Gänse und Enten, bei der Brutpflege beobachten konnten.

Der beliebteste Kulturfolger war der Storch, den wir „Adebar“ nannten. Die Nester auf den Dächern boten freie Einblicke, um das Familien-Leben mit dem amüsanten Gebaren der betreuten Nesthocker kennenzulernen. Die häufigen Schwalben galten als

Glücksbringer. Es gab zwei Arten, die auch die Kinder leicht unterscheiden konnten: Mehlschwalben und Rauchschwalben. Sie hatten nicht nur ein unterschiedlich gefärbtes Federkleid, sondern bauten ihre Nester an deutlich voneinander getrennten Stellen, die Rauchschwalben an Mauern in den Ställen und die Mehlschwalben an äußere Mauern.

Da die Böden auf den Höfen nur selten versiegelt waren, fanden sie genügend feuchtes Nistmaterial in den Lehm- und Schlammputzen, welches sie in kleinen Kügelchen an die Wände klebten. Die Hausspatzen brüteten meist unter den Dachpfannen.

In der Regel wurden sie geduldet, aber leider auch von manchen knickrigen Bauern als Nahrungs-Konkurrenten betrachtet. Sie gönnten den munteren Körnerfressern nicht einmal die auf dem Erdboden als Abfall herumliegenden Getreide-Samen.

Ökologische Zusammenhänge waren meist unbekannt. Eine Beurteilung der Tiere und Pflanzen erfolgte oft mit den Kategorien „nützlich“ oder „schädlich“.

Die genannten gefiederten Kulturfolger traf man auch häufig außerhalb des Dorfes an. Neben den Haussperlingen versammelten sich auch die Feldsperlinge zu Schwärmen, die auf den Stoppelfeldern reichlich Getreidekörner fanden. Die Schwalben zeigten sich als geschickte Segelkünstler. Bewundernswert fand ich ihre Fähigkeit, während des Fluges über einen Teich Wasser zu trinken. Den Klapperstorch, Charakter-Vogel Masurens, konnte man auf fast allen Landschaftsflächen beobachten. Gemeinsam mit anderen Vögeln, z. B. Krähen, folgte auch er bei der Bearbeitung der Äcker

den von Pferden gezogenen Pflügen und Eggen, um aufgescheuchte Mäuse und andere Kleintiere zu erbeuten. Der Agrarbereich war aber nicht sein bevorzugter Lebensraum. Ich begegnete den Adebaren vor allem im Wiesengelände. Wenn ich beobachtete, wie sie ohne Scheu vor mir majestätisch auf den Wiesen stolzierten, hatte ich manchmal den Eindruck, sie seien die wahren Herren der Landschaft. Die ehemalige Agrar-Landschaft mit ihren intakten Biotopen war der ideale Lebensraum für Rebhühner und Feldlerchen. Für die damals häufigen Rebhühner standen genügend Sämereien, Pflanzenteile und Getreidekörner zur Verfügung. Für die Lerchen standen neben Sämereien noch Kleintiere, vor allem Insekten, auf dem Speiseplan.

Es war stets ein Genuss, eine Feldlerche mit ihrem laut jubelnden Gesang zu beobachten, wenn sie sich flötend und trillernd in den Sommer-Himmel erhob und sich dann wie ein Stein fallen ließ. Ganz knapp über dem Erdboden breitete sie dann ihre Flügel aus und landete mit einem großartigen Schwung.

Die beiden lautstärksten Sänger, Amsel und Sprosser (Ostpreussische Nachtigall), mit den klangvollsten Gesängen kannten die meisten Dörfler, denn ihre Stimmen waren nicht zu überhören. Der Sprosser bevorzugte Örtlichkeiten mit Bächen und Teichen.

Dort traf man auch die fast stumme Bachstelze. Im Pferdeland Masuren waren sogar Pferdeäpfel als Nahrungsquelle begehrt. Auf Landstraßen und Feldwegen machten sich besonders Haubenlerchen daran zu schaffen. Im Bereich von feuchten Sauergras-Wiesen hatte ich mehrmals das Glück, Kiebitze beim Balzverhalten zu beobachten. Mit ihren trudelnden Flugkünsten sind sie die Gaukler unter den Gefiederten. Es bereitete mir viel Spaß, die etwa taubengroßen Vögel mit der Federtolle bei ihren

„Kievitt-Rufen“ und den trippelnden Schritten mit rhythmischem Kopfnicken etwas länger zu belauschen, wenn ich mich hinter einem Heuhaufen verstecken konnte.

Meine häufigen Beobachtungen von Tieren bereiteten wahrhaftig nicht nur Freude. Sie lehrten mich schon frühzeitig, dass in der Natur ein harter Konkurrenzkampf besteht. Beim Beutefang von Bussarden und Füchsen z. B. erfuhr ich spektakuläre Ereignisse beim Töten der Beute, die mich nachdenklich stimmten. Krähen, die ich dabei erwischte, wenn sie die Singvogelbrut in den Nestern raubten, hätte ich am liebsten gleich erschossen. Wo blütenreiche Wildkräuter wuchsen, stellten sich auch zahlreiche Insekten ein.

Ein besonderer Blickfang war die Farbenvielfalt der zahlreichen Schmetterlings-Arten. Auf üppigen Blütenständen hatten die Schmetterlinge unzählig viele Konkurrenten aus anderen Insekten-Gattungen. Unermüdlich umschwirrten die Nektar-Nascher die blühenden Pflanzen. Ich ließ mir gern Zeit, das Flimmern und Glänzen von Flügeln der Hummeln, Bienen und Käfer zu beobachten.

Es war ein Schweben und Schaukeln bunter Insekten und ein vertrautes, lebendiges Brummen und Summen.

Nach der Flucht aus Masuren erlebte ich in den vierziger und fünfziger Jahren im Calenberger Land bei Hannover erfreulicherweise auch eine großartige Artenvielfalt in Feld und Flur. So wurde vor allem mein Interesse an der Singvogel-Welt geweckt.

Während meiner Schülerzeit war die Ornithologie mein Lieblingshobby. Durch Nachhilfe-Unterricht bei Grundschulern erwarb ich genügend Geld, um mir ein Vogelbuch und ein kleines Fernglas leisten zu können. So lernte ich autodidaktisch auch ihre vielfälti-

gen Gesänge kennen. Die Anwesenheit einer Art konnte ich deshalb bereits am Gesang erkennen, ohne den Vogel zu sehen. Eine kontinuierliche Minderung der Stimmenvielfalt von Jahr zu Jahr macht mir den dramatischen Rückgang der Arten bewusst. Ohne die Amsel hätte ich in den beiden letzten Jahren im Garten den „Stummen Frühling“ erfahren.

Vermutlich werden junge Menschen diesen besorgniserregenden Zustand kaum wahrnehmen. Aus Mangel an eigener Erfahrung besitzen sie keinen Vergleich und halten diese Verhältnisse für normal. Naturfreunde, die die Artenvielfalt von Anno dazumal erlebt haben, sind bei einem Spaziergang in der gegenwärtigen „Feld und Flur“ meist frustriert.

Bei der Bewirtschaftung großer monotoner Äcker mit riesigen Traktoren und Landmaschinen hat die wilde Fauna und Flora in unserer Umgebung nur eine geringe Chance zum Überleben. Man bekommt deshalb immer seltener Wildtiere zu Gesicht und freut sich über jeden Schmetterling, der im Gartenauftaucht.

VOM WALD ZU WIESEN UND ACKERN

Von Günter Schiwy

Als Dorfkind in Masuren war es für mich selbstverständlich, mit der Landwirtschaft und ihren Arbeiten sowie mit der Landschaft vertraut zu sein. Ich ruderte nicht nur Boot auf dem Niedersee, hütete die Kühe auf den Wiesen von Swary, Hirschhagen und im Kreuzofener Forst, versorgte die Kühe, Schweine und das Geflügel sowie meine Kaninchen mit Futter und Wasser in den Ställen, sondern ich wickelte auch die jüngeren Geschwister und kochte das Mittagessen für die auf den Feldern und Wiesen arbeitenden Familienangehörigen. Für mich waren diese Arbeiten geläufig und notwendig, gehörten sie doch zu unserem täglichen Leben!

Doch ich ging auch über reife Felder und Wiesen, wenn das Korn geschnitten wurde, die Kartoffeln gegraben wurden oder das Heu gemacht wurde.

Ich ließ mir auch die Zeit, über blühende Wiesen und durch grüne Wälder zu wandern, um meiner Mutter einen großen Strauß Frühlingsblumen zu pflücken. Meine Mutter liebte Feld- und Wiesenblumen, der vielen Farben und des lieblichen Duftes wegen. Überall waren sie zu finden. Man brauchte sich nur zu bücken. Sommertags war es in der Frühe ein faszinierendes Erlebnis über die Wiesen, die Felder und den Wald am Nieder- oder Wessolleksee zu streifen.

Dabei ließ ich mir Zeit und bewunderte die aufwachende Tier-, Pflanzen- und Insektenwelt. Die Wiesen waren ein üppiges Blütenmeer mit den verschiedensten Gräsern und Blumen.

Die einmaligen Sonntagsausflüge haben sich tief in meiner Kinderseele eingegraben. Heute als Erwachsener zehre ich von ihnen. Wie gern bin ich ins Heumachen gegangen. Noch heute verspüre ich den berausenden Duft des kräuterreichen Wiesenheus, wenn wir es in der Scheune über den Stallungen vom Fuder abluden. Die einst bunten und vor allem reifenden Flurflächen gibt es heute nicht mehr. Sie sind entweder zu Ödland geworden oder als Wald aufgeforstet worden.

Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie mir auf diese Weise den Zugang zur Natur ermöglicht und mein Interesse dafür geweckt und unterstützt haben, indem sie mir die Landschaft meiner engeren Heimat auch unter geschichtlichen Aspekten näherbrachten. Danach war die masurische Landschaft von Anfang an nicht so wie sie sich uns heute darstellt. Sie ist einmal durch die letzte Eiszeit geprägt worden und zum anderen durch die in ihr lebenden Menschen, die jahrtausendlang auf sie eingewirkt haben. Die Landschaft verändert sich ständig durch die Eingriffe des Menschen.

Nach der letzten Eiszeit entwickelte sich unsere Gegend als reiner Wald mit Seen, Flüssen, Sümpfen und Mooren. In den Wäldern dominierten die Laubbäume. Nur auf den nährstoffarmen und sauren Sandböden in Masuren wuchs die Kiefer und Fichte. Solange die Menschen dieses Landstrichs Jäger und Sammler waren, blieb diese ursprüngliche Landschaft erhalten.

Ab etwa 4.500 vor Christi, in der Mittleren und beginnenden Jungsteinzeit, wurden die Menschen - insbesondere die damals in Masuren wohnenden Sassen, Galinder und Sudauer des Prußenstammes sesshaft. Sie betätigten sich als Ackerbauer und vor allem

Viehzüchter. Die dichten Waldflächen der „Großen Wildnis“ wurden für den Ackerbau von Nutzpflanzen gerodet (meistens durch Brandrodung) und bis zum restlosen Wachstum des Bodens genutzt.

Damals baute man Einkorn, Gerste, Rispenhirse, Erbse, Lein und Mohn an. Nach der Nutzung des Bodens überließ man diese bebauten Ackerflächen wieder dem Gras und Busch. Zu dieser Zeit waren bereits Rind, Schaf, Ziege und Schwein zu Nutztierarten geworden. Das Vieh der Siedler weidete im Sommer in der Umgebung der Niederlassung im Wald, indem es die Jungbäume, Sträucher und Baumpflänzlinge fraß. So wurde der Wald langsam aufgelockert. Später entstanden daraus Heiden und Weiden, auf denen einzelne Bäume und Baumgruppen wuchsen. Da die Bewohner außerdem für den Hausbau und die Beheizung ihrer Wohnräume Holz brauchten, holten sie sich dieses aus dem nahen Wald. Es war ja genug davon da! So wurden aus dem Wald immer mehr Ackerflächen und Hude- oder Triftweiden, die man wegen der laufenden Zunahme der Siedler brauchte.

Bei uns in Kreuzofen gab es noch bis 1945 die den Bewohnern durch die Ansiedlungsurkunde verliehene Weiderechtigkeit, nach der das Vieh im Sommer im Walde durch den Dorfhirten gehütet werden durfte, um auf den Holzablagen, an und in den Seen sowie in den Mooren Nahrung zu finden.

Die eigentliche Trennung von Wald und Weide ist in größerem Umfang erst im 19. Jahrhundert vorgenommen worden. Unter den Hude- oder Triftweiden versteht man weiträumige Grönlandflächen, die von einzelnen Bäumen und Baumgruppen sowie Sträu-

chern durchsetzt sind. Dem weidenden Vieh steht so zum Grasen reichlich Platz zur Verfügung, so dass sie beim Fressen sich die besten und schmackhaftesten Pflanzen und Gräser sowie Blätter aussuchen können.

In der Bronzezeit haben die sesshaften masurischen Prußen ab 1500 vor Christi zu dem bisherigen Getreide und zu den Früchten noch weitere Kulturpflanzen angebaut, nämlich Ackerbohne und Kolbenhirse.

Für die Bodenbearbeitung standen ihnen jetzt primitive Holzpflüge zur Verfügung, die von Tieren gezogen wurden. Auch Sicheln und Sensen waren ihnen bekannt, die sie zunächst nur zum Mähen des Getreides verwendeten, weil sie für die Winterfütterung des Viehs belaubte getrocknete Zweige der Bäume schnitten.

Doch später wurde mit den vorhandenen Sicheln und Sensen ein Teil der vergrasten Flächen in den gelichteten und beweideten Wäldern gemäht, um Einstreu oder Winterfutter als Heu zu haben. In der Folge ging die Feld-Graswirtschaft im Mittelalter (um etwa 800 nach Christi) in die bekannte und über 1.000 Jahre lang anhaltende Dreifelderwirtschaft über, die gekennzeichnet war durch die Fruchtfolge von Wintergetreide, Sommergetreide und Brache. Nach drei Jahren begann der Zyklus von neuem, wobei die Brache stets beweidet wurde.

Die Weiden gingen langsam in die sogenannte „Allmende“ über, das heißt, sie blieben im Besitz der dörflichen Allgemeinheit. Die eigentliche Aufteilung und Privatisierung der Allmende begann erst vor 100 bis 150 Jahren.

Bei uns in Masuren entstanden nach dem 1. Weltkrieg zusätzlich Weideflächen auf den entwässerten Mooren an den Seen und in den Tälern (Niederungen) der Flüsse.

Der Kreis Johannisburg hatte ärmliche Bodenverhältnisse mit viel Ödland, das meistens versumpft war. Da das Schneewasser sich auf dem ebenen Gelände staute, gab es alljährlich größere Überschwemmungen der Ackerflächen und Wiesen. Deshalb wurden nach dem Ersten Weltkrieg Entwässerungsmaßnahmen auf das Ödland flachen größeren Ausmaßes vorgenommen. Dieses gewonnene Land wurde der Landwirtschaft als Wiesen und Äcker zugeführt. Außerdem fand eine erhebliche Verbesserung des bereits genutzten Bodens durch Meliorationen statt.

In meinem Heimatdorf Kreuzofen, das aus Ernährungs- und Futterzwecken mehr Acker- und Wiesenflächen benötigte, mussten die Moorflächen kultiviert werden, um die Futterplätze für das Vieh zu vergrößern. Deshalb wurde eine intensive Moorentwässerung des Ödlandes betrieben, um vor allem neue Wiesen zu gewinnen und die alten ertragreicher zu machen. Oft taten die Landwirte es selbst mit Hilfe staatlicher Beihilfen durch Einzelmelioration, um Dauerweiden zu erhalten. So wurden Schwemmweiden durch Drainierung in fruchtbare Natur- und Kunstwiesen verwandelt. Das geschah auf den Niederungen unmittelbar am Niedersee und am Kurwiener Fließ.

Diese zusätzlich geschaffenen Äcker und Wiesen sind von der Forstverwaltung an die Landwirte verkauft und an die Kätner, die über keine eigenen Wiesen verfügten, für den 1. und 2. Schnitt des

Grases für 1 Jahr versteigert worden, damit sie für die Winterfütterung Heu hatten.

Die Futtergewinnung, die bis dahin für das Vieh nicht ausreichte, war nach der Melioration um etwa das Fünffache gestiegen. Das war für die dörfliche Ernährung sehr wichtig, weil davon die Milch- und Fleischerträge abhingen.

Jetzt wurden mehr Kühe, Schweine und Geflügel gehalten, die beim Verkauf Geld einbrachten. So verbesserten sich durch die Melioration die Einkünfte der Landwirte, so dass sie nun neue landwirtschaftliche Maschinen und Geräte kaufen konnten, die die Arbeiten erheblich erleichterten.

Durch die Rodung des Waldes und die Meliorationen der Sumpf- und Mooregebiete in ihm sowie an den Flüssen und Seen sind neue Wiesen und Äcker geschaffen worden, die durch die zunehmende Bevölkerung in den masurischen Walddörfern für die Ernährung unbedingt erforderlich wurden!

Reinhard Donder und seine Reihe: Künstler aus Lyck/Elk



<https://www.schalke-erleben.de/>

Paul Matzkowski (* 5. Dezember 1920 in Lyck, † 12. Mai 2004 in Gelsenkirchen)

War ein deutscher Fußballspieler.

Matzkowski gehörte zu den vielen Masuren, die vor und nach dem Ersten Weltkrieg nach Gelsenkirchen kamen. Binnengewandert, d.h. innerhalb des Deutschen Reiches umgezogen sind überwiegend . Nichtbesitzende, Personen welche sich wirtschaftlich verbessern wollten. Viele zog es ins Ruhrgebiet, dort winkte Arbeit, Lohn und Reichtum, so auch die Familie Matzkowski.

Das sportliche Talent des jungen Paul M. wurde schon sehr früh erkannt und der Lycker startete eine beispiellose nationale/internationale Karriere als Fußballer.

Hier die Eckpunkte, er schaffte es sogar in die deutsche Nationalmannschaft. Er spielte zunächst in der Jugend des VfB Lohberg

und anschließend in der Gauliga Westfalen bei Westfalia Herne in der Gauliga, bevor er als Soldat während des Zweiten Weltkriegs eingezogen wurde. Mit 28 Toren wurde er in der Saison 1939/40 bereits im Alter von 19 Jahren gemeinsam mit dem Schalker Hermann Eppenhoff Torschützenkönig der Gauliga Westfalen sowie reichsweit bester Torschützen aller Gauligen.[1] 1945 kehrte er als Spieler zu Westfalia Herne zurück und wechselte 1948 zum FC Schalke 04, wo er bis 1958 als Stürmer und später als Mittelläufer spielte. Während seiner Schalker Zeit wurde er 1951 Meister sowie 1952 und 1956 Vizemeister der Oberliga West. Er bestritt 212 Einsätze für die Schalker.

1958 wurde Schalke 04 wieder Meister der Oberliga West und gewann das Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft gegen den Hamburger SV mit 3:0. Matzkowski hatte jedoch seine Laufbahn als Fußballspieler praktisch schon beendet und half nur noch bei einigen Spielen aus. Matzkowski spielte einmal in der B-Nationalmannschaft, am 14. April 1951 gegen die Schweiz. Er wurde zwar auch in den Kader der A-Nationalmannschaft berufen, aber nicht eingesetzt.

Nach seiner aktiven Zeit als Fußballspieler arbeitete Matzkowski als Trainer. Er führte die Amateurm Mannschaft von Schalke 04 in die höchste Amateurklasse und trainierte später die Mannschaften von Sportfreunde Gelsenkirchen 07/12, SV Zweckel, SV Friedrichsfeld und den TuS Jahn Werdohl.

Reinhard Donder

V. Konkurs, organizowany przez IMH (Międzynarodowe Zrzeszenie Wspierania Mediów) został rozstrzygnięty.

Konkurs adresowany był do członków mniejszości niemieckiej, żyjącej poza granicami Niemiec, przede wszystkim do kobiet, które angażują się w działalność i propagowanie kultury niemieckiej.

W tym roku w finale znalazły się przedstawicielki z Argentyny, Kirgistanu, Węgier i Polski.

Zwyciężyła Erika Riepl z Węgier.

Erika Riepl

jest z wykształcenia chemiczką oraz prawniczką specjalizującą się w ochronie środowiska. Mieszka w miejscowości Sankt Martin (Szigetszentmárton) pod Budapesztem.

Jej przodkowie zarówno ze strony matki, jak i ojca byli pochodzenia niemieckiego. Około 300 lat temu zostali sprowadzeni przez austriacką cesarzową Marię Teresę wraz z wieloma innymi osadnikami z południowo-zachodnich obszarów niemieckojęzycznych nad Dunaj, aby zasiedlić w dużej mierze bezludne i dziczące tereny na Węgrzech. Stąd pochodzi określenie „Dunajscy Szwabowie” dla tej grupy niemieckich osadników.

Od młodości Erika angażuje się na rzecz swojej społeczności dunajskich Szwabów, czyli Niemców węgierskich, która w czasach komunizmu cierpiała z powodu deportacji i prześladowań.

Jej działalność jest niezwykle wszechstronna. Kieruje nie tylko

kilkoma zespołami tańca ludowego, lecz także biurami administracyjnymi mniejszości niemieckiej w swoim rodzinnym mieście oraz całym regionie północnych Węgier. Zajmuje się m.in. chórami, kapelami czy grupami kobiecymi, a także spotkaniami młodzieży, konkursami muzycznymi, nowymi pomnikami czy wykładami o historii Dunajskich Szwabów.

Praca z kobietami i dla kobiet w społeczności niemieckiej na Węgrzech jest dla Eriki szczególnie ważna.

Do mniejszości niemieckiej należy dziś około 200 000 osób, które dysponują imponującą infrastrukturą: niemieckojęzycznymi przedszkolami, szkołami, kierunkami studiów oraz około 100 czasopismami i gazetami wydawanymi po niemiecku.

Na Węgrzech mniejszości mają się tak dobrze, jak w niewielu innych krajach Europy. Od kilku lat Niemcy mają jednego posła w parlamencie. Ponadto rząd węgierski ustanowił specjalny dzień pamięci poświęcony wysiedleniu wielu Dunajskich Szwabów po 1945 roku – pierwszy i jak dotąd jedyny dzień upamiętniający przymusowe wysiedlenie Niemców w państwie Europy Wschodniej.

PS. „Dunajscy Szwabowie” to niemieckojęzyczni osadnicy, którzy osiedlali się wzdłuż Dunaju, w regionach takich jak Węgry, Chorwacja, Serbia, Rumunia i Bułgaria, głównie w celu zagospodarowania i zasiedlenia wyludnionych ziem po wyparciu Imperium Osmańskiego. (Wikipedia.pl)

Franz Kafka” „Są dwa grzechy główne z których wywodzą się wszystkie inne: niecierpliwość i opieszałość. Przez niecierpliwość ludzie zostali wypędzeni z raju, przez opieszałość nie powracają tam”. (<https://tecytaty.pl/cytaty-franz-kafka/>)

Franz Kafka (1883–1924)

Był niemieckojęzycznym pisarzem, którego wizjonerska proza wywarła ogromny wpływ na literaturę XX wieku.

Kafka w swoich utworach łączył realizm z fantastyką, a swoich bohaterów przedstawiał w sytuacjach absurdalnych, wynikających z problemów biurokratycznych lub życiowych.

Jego książki zostały przetłumaczone na setki języków z całego świata m.in. , w tym angielski, polski, japoński, hiszpański.

Znany jest przede wszystkim z powieści takich jak „Proces” i „Zamek” oraz opowiadania „Przemiana

Główne cechy jego stylu to:

Prosty, rzeczowy język: Kafka używał precyzyjnego, opartego na faktach stylu pisania, co potęgowało realizm i surrealizm (niedorzeczność) opisywanych wydarzeń.

Absurd i alienacja (wyobcowanie): Bohaterowie Kafki, często zagubieni i osamotnieni, stawiają czoła absurdalnym sytuacjom, których nie są w stanie zrozumieć. W „**Procesie**” , wydany pośmiertnie w 1925 r.): jego bohater Józef K., zostaje aresztowany i oskarżony o zbrodnię, której nazwy ani natury nigdy się nie dowiaduje. Książka jest metaforą ludzkiego losu, skazanego na nieuchronny wyrok.

W powieści „**Zamek**” , geometra K., który przybywa do wioski,

by podjąć pracę, ale napotyka na nieprzeniknioną biurokrację i nigdy nie udaje mu się dotrzeć do władz zamku, a bez pozwolenia władcy zamku na pobyt we wsi nie może nie tylko nocować w hotelu, ale także nie może podjąć pracy mierniczego.

Kafkowski styl: Termin ten wszedł do języka potocznego i opisuje sytuacje, w których człowiek doświadcza poczucia beznadziejności, lęku i klaustrofobii w obliczu niezrozumiałych sił. W noweli „**Przemiana**” bohater, Gregor Samsa, budzi się pewnego ranka przemieniony w gigantycznego owada (robaka) i musi zmierzyć się z reakcją rodziny i otoczenia.

Franz Kafka: „Nikt nie śpiewa tak czysto jak ci, którzy są w najgłębszym piekle. Ich krzyk jest tym, co uważamy za śpiew aniołów” (<https://tecytaty.pl/cytaty-franz-kafka/>)

.

.

Nagrody Nobla

Kim był fundator Nagrody Nobla?

Alfred Bernhard Nobel (1833 – 1896, fundator Nagrody Nobla był przemysłowcem i szwedzkim naukowcem, wynalazcą dynamitu, ale był też utalentowanym pisarzem, który pisał poezję i dramaty, w tym sztukę „Nemesis”.

Nazwisko Alfreda Nobla znane jest na całym świecie: większość swojego majątku przekazał na stworzenie funduszu, który ustanowił Nagrodę Nobla.

Dlaczego tak zrobił? Różne są teorie na temat genezy tej nagrody. Jedna z nich wyjaśnia, że w roku 1888 w kilka gazet omyłkowo opublikowało nekrolog Alfreda Nobla, (a chodziło o jego brata Ludwiga) , a francuska gazeta zatytułowała nekrolog :„Kupiec śmierci nie żyje”). Nobel przeczytał nekrolog i – jak domniemają naukowcy - był przerażony myślą, że zostanie w ten sposób zapamiętany. Jego decyzja pośmiertnie przekazująca większość swojego majątku na rzecz Nagrody Nobla została przynajmniej częściowo uznana za fakt, iż chciał on pozostawić po sobie lepszą spuściznę, a tym samym pamięć u potomnych.

Od roku 1901 Nagrodę Nobla przyznaje: Królewska Szwedzka Akademia Nauk, Instytut Karolinska, Akademia Szwedzka, Norweski Komitet Noblowski, Bank Szwedzki. Zgodnie z tradycją są one wręczane laureatom w kolejne rocznice śmierci fundatora - 10 grudnia, a ogłaszane około dwa miesiące wcześniej.

W przeciwieństwie do innych nagród nominacje do Nagrody Nobla są długie i rygorystyczne, podobnie jak proces wyboru laureatów. Z tego powodu nagroda ta stała się najbardziej prestiżową na

świecie Jest przyznawana za wybitne zasługi dla ludzkości: naukowe, literackie lub w działaniach na rzecz pokoju.

Początkowo było przyznawana w pięciu dziedzinach: fizyka, chemia, medycyna z fizjologią, literatura oraz Pokojowa Nagroda Nobla w roku 1968 ustanowiono dodatkową nagrodę z ekonomii.. Pokojowa Nagroda Nobla jest jedynym noblowskim wyróżnieniem wręczanym w Oslo (10 grudnia, w rocznicę śmierci Alfreda Nobla). Nie jest do końca jasne, dlaczego jej fundator zażądał, aby ta właśnie nagroda była wręczana w Norwegii. Według Komitetu Noblowskiego Alfred Nobel mógł dokonać takiego wyboru, ponieważ Norwegia nie miała, w odróżnieniu od Szwecji, tradycji militarystycznych, a ponadto pod koniec XIX wieku norweski parlament zaangażował się w wysiłki na rzecz rozwiązywania międzynarodowych konfliktów poprzez mediacje i arbitraż w ramach działań Unii Międzyparlamentarnej, skupiającej deputowanych z wszystkich demokracji parlamentarnych.

Na Nagrodę Nobla składa się złoty medal, dyplom oraz nagroda pieniężna. Od 1902 roku uroczystość wręczenia Nobla odbywa się 10 grudnia, w rocznicę śmierci Alfreda Nobla. Nagrody wręczana są w Sztokholmie i Oslo

Na Nagrodę Nobla składa się złoty medal, dyplom oraz nagroda pieniężna. Od 1902 roku uroczystość wręczenia Nobla odbywa się 10 grudnia, w rocznicę śmierci Alfreda Nobla. Nagrody wręczana są w Sztokholmie i Oslo.

https://pl.wikipedia.org/wiki/Nagroda_Nobla

Źródło: <https://zyciorysy.info/alfred-nobel/> | [Życiorysy.info](https://zyciorysy.info)

Polscy Nobliści z dziedziny literatury

Henryk Sienkiewicz (1905) – nagrodzony za całokształt twórczości, znany przede wszystkim z powieści historycznych, takich jak „**Quo vadis**” czy „**Trylogia**”

Władysław Reymont (1924) – uhonorowany za epopeję powieściową „**Chłopi**”

Czesław Miłosz (1980) – nagroda przyznana za „bezkompromisową wnikliwość w ujawnianiu zagrożenia człowieka w świecie pełnym gwałtownych konfliktów”

Wisława Szymborska (1996) – nagrodzona za „ironiczną precyzję” i „poetycką wrażliwość, która w kontekście historycznego i biologicznego ukazuje fragmenty ludzkiej rzeczywistości”.

Olga Tokarczuk (2018) – nagrodzona w 2019 roku za „narracyjną wyobraźnię, która w połączeniu z encyklopedyczną pasją reprezentuje przekraczanie granic jako formę życia”

Przypominamy wiersz Wisławy Szymborskiej: „Nic dwa razy – wiersz o przemijaniu i o tym, że każda chwila jest niepowtarzalna i dlatego trzeba doceniać i cieszyć teraźniejszością.

Nic dwa razy

Nic dwa razy się nie zdarza
i nie zdarzy. Z tej przyczyny
zrodziliśmy się bez wprawy
i pomrzemy bez rutyny.

Choćbyśmy uczniami byli
najtępszymi w szkole świata,
nie będziemy repetować
żadnej zimy ani lata.

Żaden dzień się nie powtórzy,
nie ma dwóch podobnych nocy,
dwóch tych samych pocałunków,
dwóch jednakich spojrzeń w oczy.

Wczoraj, kiedy twoje imię
ktoś wymówił przy mnie głośno,
tak mi było, jakby róża
przez otwarte wpadła okno.

Dziś, kiedy jesteśmy razem,
odwróciłam twarz ku ścianie.
Róża? Jak wygląda róża?
Czy to kwiat? A może kamień?

Czemu ty się, zła godzino,
z niepotrzebnym mieszasz lękiem?
Jesteś - a więc musisz minąć.
Miniesz - a więc to jest piękne.

Uśmiechnięci, współobjęci
spróbujemy szukać zgody,
choć różnimy się od siebie
jak dwie krople czystej wody.

Wiersz pochodzi z tomiku Wołanie do Yeti (1957), po raz pierwszy został opublikowany w czasopiśmie Twórczość (1955).
źródło: https://poezja.org/wz/Wislawa_Szymborska/106/Nic_dwa_razy

Olga Tokarczuk (ur. 1962)

polska pisarka, eseistka, poetka i autorka scenariuszy, psycholożka, laureatka Nagrody Nobla w dziedzinie literatury za rok 2018, laureatka, The Man Booker International Prize (2018) za powieść *Bieguni* oraz dwukrotna laureatka Nagrody Literackiej „Nike” za powieści: *Bieguni* (2008) i *Księgi Jakubowe* (2015).

Od września 2025 roku wiceprzewodnicząca PEN International. Według Instytutu Książki do października 2019 ukazały się 193 tłumaczenia książek Olgi Tokarczuk. Następných 12 pojawiło się pod koniec 2019 i w 2020, m.in. w Bułgarii, Egipcie, Izraelu, Korei Południowej, Serbii i na Ukrainie.

90 tłumaczy przełożyło jej książki na 37 języków, w tym na najczęściej używane na świecie, m.in.: angielski, arabski, chiński hindi, hiszpański, japoński, niemiecki, perski, portugalski i rosyjski

(źródło: pl.wikipedia.org/wiki/Olga_Tokarczuk)

W 2018 roku nakładem Wydawnictwa Literackiego ukazały się **„Opowiadania bizardne”** (francuski przymiotnik *bizarre* w języku polskim znaczy *dziwny, cudaczny, kuriozalny*) - zbiór dziesięciu opowiadań, których akcja toczy się w różnych częściach świata: na Wołyniu podczas potopu szwedzkiego i w Szwajcarii XXI wieku, w dalekiej Azji, ale także w miejscach, których nie ma na mapie świata.

Motywnem, który łączy wszystkie opowiadania jest motyw dziwności i nieprzewidywalności. Autorka porusza tematy takie jak

samotność, starość, przemijanie, relacje z naturą, ludzkie lęki i poszukiwanie sensu, motyw podróży Bohaterowie muszą zmierzyć się z czymś nieznanym, niepojętym, z własnymi lękami z dawnymi mitami i wierzeniami.

Przedstawiamy pierwsze opowiadanie „Pasażer” z książki Olgi Tokarczuk „Opowiadania bizardne”.

Pasażer

Pewien człowiek, który siedział obok mnie podczas długiego nocnego lotu przez ocean, opowiedział mi o lękach, które miewał nocą jako dziecko. Zwidywał mu się wciąż ten sam koszmar, a on krzyczał i w panice przywoływał rodziców.

Działo się to w długie wieczory — cichy, źle oświetlony czas bez telewizyjnych ekranów (słyszać było co najwyżej szmer radia albo szelest ojcowskiej gazety) sprzyjał uprawie dziwnych myśli. Ten człowiek pamiętał, że już od podwieczorku zaczynał się bać, mimo uspokajających słów rodziców.

Miał wtedy trzy, może cztery lata. Mieszkał w ciemnym domu na peryferiach miasteczka, jego ojciec był dyrektorem szkoły, zasadniczym, a nawet kostycznym, matka zaś pracowała w aptece, otoczona wiecznie chmurą zapachu lekarstw.

Miał też starszą siostrę, lecz ona, w odróżnieniu od rodziców, nie próbowała mu pomóc. Wręcz przeciwnie — z niezrozumiałą dla niego, nieukrywaną radością przypominała mu już od południa,

że noc jest tuż-tuż. I gdy nie było w pobliżu dorosłych, karmiła go opowieściami o wampirach, trupach powstających z grobów i wszelkiego rodzaju piekielnych istotach. Ale, co było dziwne, jej opowieści wcale nie budziły u niego strachu — nie umiał się bać tych wszystkich rzeczy powszechnie uznawanych za straszne, one wcale go nie przerażały, jakby miejsce na lęk było w nim już zajęte, a wszystkie możliwości odczuwania go zostały wyczerpane. Słuchał jej podnieconego głosu, gdy dramatycznym szeptem próbowała go nastraszyć; słuchał go bez emocji, wiedząc, że jej opowieści są niczym istotnym przy tamtej postaci, którą widywał co noc, gdy leżał w łóżku.

Jako dorosły mógłby więc być swojej siostrze wdzięczny, zaszczerpiła mu bowiem tymi opowieściami jakąś odporność na wszystkie pospolite strachy świata, tak że w pewnym sensie wyrósł na człowieka nieulekłego.

Przyczyna lęku była niewypowiadalna, nie umiał znaleźć na nią słów. Kiedy rodzice wpadali do jego pokoju, pytając, co się dzieje, co mu się śniło, mówił tylko „on” albo „ktoś”, albo „ten”. Ojciec zapalał światło i ufny w przemożną siłę dowodu empirycznego, wskazywał kąt za szafą czy miejsce obok drzwi, powtarzając: „Widzisz, nic tu nie ma, nic tu nie ma”. Matka działała inaczej — przytulała go do siebie, spowijała go swoją antyseptyczną wonią apteki i szeptała: „jestem z tobą, nic złego stać ci się nie może”.

Lecz on był za młody, żeby przerażało go zło. W gruncie rzeczy nic jeszcze o złu ani dobru nie wiedział. Był też za młody, żeby bać się o swoje życie. Są zresztą przecież gorsze rzeczy niż śmierć,

wpływu, a co chwyta w swoje kleszcze i targa ze sobą do przodu. Dzieci to wiedzą najlepiej; samą śmierć da się jeszcze przeżyć. Najgorsze bywa to, co powtarzalne, rytmiczne, niezmiennie, przewidywalne, nieuchronne i bezwładne to na co się nie ma wpływu, a co chwyta w swoje kleszcze i targa ze sobą do przodu. Widział więc w swoim pokoju, gdzieś między szafą a oknem, ciemną postać człowieka. Stał tam i nie ruszał się. W mrocznej plamie, która musiała być twarzą, żarzył się mały czerwony punkt — koniec papierosa. Owa twarz wyłaniała się od czasu do czasu z mroku, gdy papieros rozjarzał się mocniej. Blade zmęczone oczy patrzyły na dziecko intensywnie, z jakąś pretensją. Gęstwina siwiejącego zarostu, twarz pobrużdżona, wąskie wargi stworzone do zaciągania się dymem. Stał tak bez ruchu, gdy pobladłe ze strachu dziecko odprawiało swoje pospieszne ochronne rytuały — chowało głowę pod kołdrę, zaciskało dłonie na metalowych poręczach łóżka i recytowało bezgłośnie modlitwę do Anioła Stróża, której nauczyła go babcia. Ale to nie pomagało. Modlitwa zamieniała się w krzyk i na pomoc przybiegali rodzice.

Trwało to przez jakiś czas, wystarczająco długi, żeby zasiać w dziecku brak zaufania do nocy. Ale ponieważ po nocy zawsze przychodził dzień i wspomniałomyślnie rozgrzeszał każdy twór ciemności, dziecko rosło i zapominało. Dzień stawał się coraz potężniejszy, niósł z sobą coraz więcej niespodzianek. Rodzice odetchnęli z ulgą i wkrótce zapomnieli o dziecięcych lękach syna. Starzeli się spokojnie, wietrząc każdej wiosny wszystkie pokoje.

Ów człowiek zaś z dziecka zamieniał się w mężczyznę, nabierając przekonania, że wszystko co dziecięce nie jest warte większej uwagi. Z jego pamięci zresztą poranki i południa wymazywały

zmierzchy i noce.

Dopiero ostatnio — tak mi opowiadał — po tym, jak nie wiadomo kiedy łagodnie przekroczył sześćdziesiątkę, gdy któregoś wieczora wrócił zmęczony do domu, odkrył całą prawdę. Przed pójściem spać zapragnął zapalić papierosa, stanął więc przy oknie, które ciemność na zewnątrz zamieniła w krótkowzroczne lustro. Błysk zapalki przedziurawił na chwilę ciemność, a potem żar papierosa oświetlił na moment czyjąś twarz. Wyłaniała się z mroku wciąż ta sama postać — blade wysokie czoło, ciemne plamy oczu, kreska ust i siwiejąca broda. Rozpoznał go natychmiast, nie zmienił się od tamtego czasu. Zadziałał nawyk — już nabrał powietrza, by krzyknąć, ale przecież nie miał kogo przywołać. Jego rodzice dawno umarli; był sam, a dziecięce rytuały także straciły swoją moc, od dawna nie wierzył w Anioła Stróża. Lecz gdy w tej jednej chwili zrozumiał, kogo bał się kiedyś tak bardzo, przyniosło mu to prawdziwą ulgę. Rodzice mieli poniekąd rację — świat na zewnątrz jest bezpieczny.

„Człowiek, którego widzisz, nie dlatego istnieje, że go widzisz, ale dlatego, że to on na ciebie patrzy” — powiedział jeszcze na zakończenie tej dziwnej historii, a potem zapadliśmy w sen ukołysani basowym mruczeniem silników.

Informacja

Czytelnik z Wrocławia przekazał nam wiadomość, że w Teatrze Polskim we Wrocławiu odbędzie się w listopadzie 2025 światowa prapremiera dwóch opowiadań Olgi Tokarczuk tomu opowiadań „Opowiadania bizarne”

Poniżej wywiad z dyrektorem Teatru i jednocześnie reżyserem spektaklu.

Prawdziwa historia - Reżyseria: Michał Zadara

7 listopada 19:00 PRAPREMIERA ŚWIATOWA

Teatr Polski we Wrocławiu,

Scena na Świebodzkiej, pl. Orłąt Lwowskich 20 c

Tokarczuk po raz pierwszy w Teatrze Polskim: rozmowa z Michałem Zadara

Michał Zadara wraca na scenę Teatru Polskiego po pamiętnych „Dziadach”— i wraca już jako dyrektor. Na swoją pierwszą premierę w tej roli wybiera teksty Olgi Tokarczuk. To pierwsza inscenizacja prozy noblistki w historii Teatru Polskiego we Wrocławiu — mieście szczególnie bliskim autorce. Spektakl składa się z dwóch utworów ze zbioru „Opowiadania bazarne”: gwałtownie zmiennokierunkowej „Prawdziwej historii” i równoważącego ją „Pasażera”.

Twoje założenia na dyрекcję — klarowność i moc — widać tu wyraźnie?

Michał Zadara: Tak. Klarowność to czystość obrazów, jasna struktura i czytelny przebieg: wiemy, że bohater w dużym mieście traci dokumenty, telefon, ubranie, goni go policja, nie może udowodnić, kim jest, szybko z szanowanego profesora staje się nikim. Moc to intensywność doznania, gwarantowana m.in. grą aktorską.

Dlaczego Tokarczuk?

— „Prawdziwa historia” wydała mi się niezwykła, gdyż to ciąg zwrotów akcji, zaskoczeń, pospieszny rytm, ale to opowieść, która kończy się źle. Dołożyliśmy więc krótkiego „Pasażera”, który ustawia spektakl w innym tonie. Tokarczuk mówi, że to opowiadanie „zwraca nas ku sobie”, uwspólnia historię.

Mówisz o adaptacji bez skrótów — słowo po słowie. To rygor czy wolność?

— Jedno i drugie. Chciałem zobaczyć, jak język Olgi Tokarczuk zafunkcjonuje w całości w teatrze. Dosłownie inscenizuję to, co autorka napisała — słowo po słowie, jak dramat. Wiadomo natomiast, że nie jest to tekst napisany na scenę, więc siłą rzeczy wyjdzie z tego oryginalna teatralna formuła.

Bizarne — czyli jakie?

— Tokarczuk relacjonuje rzeczy dziwne, ale w tych dwóch opowiadaniach bez nadprzyrodzoności. To, co wniosła do rozmowy o literaturze, to namysł nad narratorem/narratorką. W spektaklu to aktor/-narrator/ narratorka jest w centrum i tworzy ze swojej . wyobraźni cały świat, a to przemawia do widzów.

Przenosiłeś już na scenę „Księgi Jakubowie” i „Biegunów. „Jest coś powracającego w prozie Tokarczuk, co starasz się uchwycić w teatrze?

— Jest dużo smaków Tokarczukowych w tym spektaklu. Często mówię na próbach — o, to jest bardzo Tokarczukowie, to trzeba zapamiętać, to trzeba wydobyć. Na przykład Marian Czerski w czasie spektaklu biega na bieżni, to ma swoją sensualność. I to jest bardzo Tokarczukowe. Ona lubi opowiadać o ludziach, którzy mają swoją biografię zapisaną w ciele. Marian to ma. Poza tym myślę, że ważne jest traktowanie sytuacji jako rodzaju laboratorium, przyglądanie im się ekstremalnie blisko. Patrzenie na mikro-

kosmos rzeczywistości, w której szczegóły opowiadają nam całość obrazu. Każde z jej opowiadań to taka lekcja anatomii. Wchodzi w niepowtarzalne, jednostkowe życie, które jednak nabiera jakichś modelowych cech.

Aktorzy, których zaprosiłeś do współpracy przy tym spektaklu, to osoby znane ci z pracy nad legendarnymi już dziś „Dziadami” — czy to był klucz wyboru?

— Zależało mi, żeby pracować z ludźmi, którzy nie będą musieli się mnie uczyć i których ja nie będę musiał się uczyć. Kontynuujemy naszą współpracę z poprzednich odsłon mojej reżyserii w Teatrze Polskim, przy „Dziadach”, i to jest dobre — daje zaufanie, szybkość reakcji i odwagę w ryzyku.

Aktor — postać czy opowiadacz?

— Pracujemy blisko tradycji teatru epickiego: aktor bywa „w środku” i „z boku”, może nawet spierać się z akcją. Sednem jest opowieść, nie popis reżysera. To uruchamia wyobraźnię. „Musisz pamiętać, że to jest prawdziwa historia” — powiedziała ci autorka.

Jak to rozumiesz?

— „Z życia wzięte” — jak w literaturze sensacyjnej, która nie ucieka od makabry. Autorka pyta, co ta historia mówi o nas i o cienkiej warstwie stabilnej codzienności, którą potrafi naruszyć przypadek.

Na koniec — zaproszenie dla widzów

— Sens tego, co robimy, domyka się, a może właśnie nie domyka, tylko uwalnia się w spotkaniu z widzami. Tyle wersji spektaklu, ile spojrzeń.

Rozmawiała Joanna Degler

www.teatrpolski.wroc.pl/repertuar

Wiersze Marcina Urbana (<https://www.klamerka.pl/>)

Wyścig

W świecie szumu i hałasu
i w pędzącym wiecznie tłumie
na refleksję nie ma czasu,
nie ma mowy o zadumie...

Niewolnicy współczesności
są zmęczeni, zagonieni,
senni ? aż do szpiku kości;
w wolny czas ciężko zranieni.

Wszystko szybko ? bo czas leci,
bo odsetki, spłaty, raty,
pies, komputer, praca, dzieci ...
...a w doniczce uschły kwiaty.

Wyścig z czasem każdy przegra,
nic starania tu nie zmieniają,
bo wyścigu tego meta
leży... dwa metry pod ziemią.

Gonitwa

Gonimy wciąż za szczęściem, szukamy go wszędzie,
zazdrościmy każdemu, który je zdobędzie,
chcemy urwać dla siebie choćby cząstkę małą,
wyszarpując ? niszczymy czasem resztę całą...

Stawiamy sobie cele, po nocach nie śpimy,
działając zbyt pośpiesznie za błędy płacimy
a szczęście mimo wszystko czasem nam umyka
i w czeluściach niebytu bezpowrotnie znika.

A gdy po wielu próbach wreszcie się udaje
szczęście nasze dogonić, cieszyć nas przestaje
po niezbyt długim czasie. Zamiast je docenić
lekkomyślnie pragniemy na inne je zmienić.

Zakończmy tę gonitwę! Doceńmy, co mamy!
Jakże śmieszni jesteśmy, kiedy się staramy
znaleźć bardzo daleko to, co mamy blisko
zwłaszcza, że... szczerze mówiąc
mamy... prawie wszystko!

Cuda życia

Los mi dał mozaikę zdarzeń,
złych i dobrych chwil niemało?
mam pamiątek sporo pięknych,
blizn też kilka mi zostało.

Lecz blizn nie chcę rozdrapywać
ani wracać do złych wspomnień,
wolę myśleć o nadziei?
blask jej cieszy mnie ogromnie.

Chcę iść myśli jasną stroną,
doba trwa jedynie tyle?
czasu szkoda na kwękanie,
lepiej chwycić każdą chwilę.

Życie jest paletą zdarzeń
a pech nie jest końcem świata,
lecz jedynie barwą ciemną,
którą z jasną los nam splata?

Bieg wydarzeń jest zagadką,
lecz to nawet bywa miłe
kiedy się potwierdzi w próbach
wiary swej wewnętrzzną siłę.

Zatem póki słońce świeci,
dachy srebrzy blask księżyca,
niech mnie życie cudem każdym
zaskakuje i zachwyca?

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchentpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt. Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



**Regisseurin Agnieszka Holland, fot. © Arkadiusz Łuba
Idan Weiss als Franz Kafka im gleichnamigen Film von Agnieszka
Holland, © MarleneFilmProduction/X-VerleihAG**



Der September in Ermland und Masuren

Foto: <https://stranda.pl/artykuly/sprawdz-co-mozna-robic-jesienia-na-mazurach>,13299